Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein

Band: 61 (1916)

Heft: 42

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zu No. 42 der "Schweizerischen Lehrerzeitung", Oktober 1916, No. 9

Autor: Küffer, Georg / Moser, Fr. / Gassmann, F.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZUR PRAXIS DER VOLKSSCHULE

BEILAGE ZU N°. 42 DER „SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG“

1916 OKTOBER No. 9

EINE DEUTSCHSTUNDE. VON GEORG KÜFFER.

Mag man den Deutschunterricht in den Dienst nationaler Erziehung stellen, wie Otto von Greyerz, oder möchte man ihm eine umspannendere Aufgabe zuweisen — eines ist sicher: in keinem andern Fach kann der Lehrer so erzieherisch wirken und sein Ideal in die jungen Herzen der Schüler pflanzen. Hiezu bedarf er aber noch mancherorts der Umgestaltung. Otto von Greyerz macht in seinem prächtigen Buche über den Deutschunterricht die Anregung, eine Klasse möchte gelegentlich nach Durcharbeitung eines einheitlichen Stoffgebietes die Eindrücke davon in einer Darbietung festhalten, wozu sie andere Klassen einlädt. Freudig folgte ich dem Appell und machte den Versuch an einer grossen Anstalt, die sich in ihrem tadellosen, korrekten Betrieb nicht stören lässt. Da er mich sehr befriedigt hat, will ich hier darüber berichten, um für solche Veranstaltungen zu werben.

„Krieg“ ist die Losung der Zeit. Gut! ich komme dem Interesse der Schüler entgegen. Weniger um kriegsfreudige Patrioten heranzubilden, als um die Buben die Wucht, die Grösse, aber auch das bittere Elend des Krieges ahnen zu lassen. Und auch seine Verklärung in der Poesie geniessen zu lehren.

„Wie wäre es, Buben — Ihr wisst nun so viel Begeisterndes und Trauriges über den Krieg — wenn Ihr ein paar Lieder, Gedichte und Lesestücke zusammenstelltet, um damit einer andern Klasse Freude zu bereiten?“ Augenaufleuchtende Zustimmung! „Wer will die Freiharstbubenlieder aufsagen? Wer ‚Haarus‘? — Alle?! — Morgen prüfen wir. Wer sie am besten kann, darf sie dann vortragen.“ — Das Unternehmen bleibt Klassengeheimnis (Klassengeisterziehung).

Prüfung: wer aufsagen will, kommt. Die Klasse entscheidet in geheimer Abstimmung. Sie wählte immer den Passendsten.

Folgende Reihenfolge kam zustande:

1. Sempacherlied (Klassengesang).
2. Abschied aus den „Liedern eines Freiharstbuben“ von Adolf Frey.
   (Das alt Gewaffen, das der Kriegslustige von der Wand holt, ist ein mächtiges hölzernes Schwert, das die Buben zusammen herstellten.)
3. Schwertlied von Körner (die passenden Strophen daraus: 1., 7., 8., 11. Str.)
4. Schlachtgebet der alten Eidgenossen.

Nur ein Teil der Klasse sagt es auf. Kniend. Wer es nicht tadellos kann, wird ausgeschaubt. Die schwerste Strafe! Schlimmer als ein Erdapfel im schwarzen Notenbüchlein! —

Gebet.

O Herr, wych nit mit Dyner Gnad!
Behüet die Eydgenohsschaft vor Schad,
stryt für sy kunftig wie bishar,
trüw Eydtgenossen wohl bewar.
Verlich inen rechte Eynigkeit,
lass inen beschehen ganz kein leid,
Und tue sy dergstalt gewennen,
dass, so man sy begert ze trennen,
sy all vest zesammen halten,
wie vor Zyten ir biderben Alten;
Ein Herz und Sinn wellist Du daneben
Alt guet Eydtgenossen immer geben!

(Aus dem „Jugendborn“. Augustheft 1916).

5. Die Schlacht. („Im Igel zu Grandson“) von Adolf Frey.

Die Vorhut bildet den „Igel“. Hinten das Gros. Ganze Klasse. Geballte Fäuste. Mit Auslage und Ausfall und den entsprechenden kriegerischen Körperbewegungen.

Alle kriegskräftig:
Hier muss uns Sturm und Schlacht erspriessen,
Sieg oder Tod, wie's Gott gefällt!
Gros zur Vorhut:
Voraus, ihr mit den langen Spiessen,
Dass ihr des Igels Stacheln stellt!
Vorhut zum Gros:
Dahinter pflanzet Hellebarden.
Zweihänder dann und Äxte breit.
Alle: Damit zum unentwegten Streit
Wir mannlich hier den Feind erwarten.
Nachhut, aufhorchend:
Der Welschen Schlachtruf geht;
Vorhut, spähend:
Ihr Banner zuckt und weht;
Gegenseitige Aufmunterung:
Jetzt soll ein jeder wacker tun,
Dass mauerfest er steht!
(Hierauf die folgende Strophe.)

6. Abends.

Nun ruh' ich neben Schwert und Speer,
Und meine Wunde brennt mich sehr;
Hilf, Herr, lass' mich gesunden
Und lass im Morgensonnenschein
Mich wieder heil und rüstig sein!

Doch wenn es steht in deinem Schluss,
Dass ich zur Grube fahren muss,
So will ich mich nicht grämen.
Mir ist nur weh' ums Mütterlein;
Das wird auf immer traurig sein! *Adolf Frey.*

7. Tod in Ähren. Von Liliencron. (In „Helden“, aus der Sammlung „Im Kornfeld“, herausgeg. von Ernst Reinhard.)
8. In der Fremde. Von Heinrich Leuthold.

(Letzthin starb hier ein französischer Internierter. Unter dem Schulhaus befindet sich das Spital. Wir hörten die dumpfen Trommelwirbel, als man ihn zum Bahnhof führte. Wir lauschten mit tiefer Ergriffenheit. Wir dachten an seine Mutter und malten uns seine letzten Stunden aus. Sterben im fremden Land.) — Was lag näher, als sofort das Gedicht herbeizuziehen:

Das Weh, das allmählich
Das Herze mir bricht,
Die Menschen, die fremden,
Begreifen es nicht.
O, lasset mich singen
Und weinen dazu:
O Land meiner Väter,
Wie ferne bist du!

Nun liessen wir eine Reihe von Erinnerungsbildern an uns vorübergleiten:

9. Weihnachten in der Schlacht. (Vorgelesen aus dem „Jugendborn“, 3. Jahrgang, Heft 8. Georges Clairon, „Weihnachten in der Schlacht“.) Kampf. Glockenschlag vom nahen Dorfe. Mitternacht! Weihnachten! Tiefe Stille. Ein Sänger stimmt ein Weihnachtslied an, das vom Feinde ebenso weihevoll erwidert wird. Gedanken an die Familie, an Kinderzeit, an Frieden! Ein Schuss. Ein zweiter. Geknall trommelt wieder durch die Nacht. Weihnachten ist abgetan, vergessen.

10. Im Schützengraben. Gedicht von Grenadier Egle. (Aus „Die lange Schlacht“, aus der Sammlung „1914, Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht“, Heft 5. Herausgeber Julius Bab, Verlag von Morawe und Scheffelt, Berlin).

Ein Krieger berichtet über seine Empfindungen im Schützengraben.

11. „Nur ein Gaul.“ Vorgelesen aus dem „Jugendborn“, 7. Jahrgang, Heft 10. A. Heule, „Nur ein Gaul“.

Im 70er Krieg wurde ein Pferd nach Frankreich verkauft, kam als „Bourbaki“ wieder in die Schweiz und erkannte auf einem Markt seinen alten Meister wieder, den es wiehernd in den Ärmel biss.

12. Übergang an der Beresina. Vorgelesen aus dem „Jugendborn“, 4. Jahrgang, Heft 11/12, Heinrich v. Roos, „Die roten Schweizer im Feldzug nach Russland“.

13. Beresinalied.

Das Lied bildet den Übergang zu einer mutigeren Stimmung:

Mutig, mutig, liebe Brüder,
Gebt die bangen Sorgen auf.
Morgen geht die Sonn' uns wieder
In der lieben Heimat auf!

14. Lied der Schlacht. Von Fritz von Unruh. (Aus Heft 2 der unter 10. erwähnten Sammlung). Eine Gruppe rezitierte im Chor. Mit einem herrlichen Pathos, wie es nur Buben zu eigen ist.

15. Haarus. Von Meinrad Lienert.

16. Ich bin ein jung Soldat. Klassengesang.

Mit aller Eindringlichkeit sollen die jungen begeisterten Köpfe erfahren: Der Krieg mäht alles Leben dahin.

Jetzt kommen sie daher.
Ich bin kein Kriegsmann mehr.
Mit Trommeln und Pfeifenspiel
So sollt ihr mich begraben!

Die Buben hatten es sich nicht nehmen lassen, selber zu ihrer Veranstaltung den Rektor der Anstalt einzuladen. Aus der im Zimmer liegenden Stimmung heraus richtete er ein ernstes Wort an sie über Krieg und Vaterland. Und es fasste Wurzel. —

Die eingeladene Klasse unterlässt nicht, durch eine ebenso schöne Veranstaltung ihren Dank abzustatten.

Über den Gewinn solcher Unternehmungen verliere ich kein Wort. Er ist zu mannigfach.

— Und der Lehrplan?! Und das Pensum?!

— Nun, das eine tun, und das andre nicht lassen!

ZUR STOFFBEARBEITUNG IM NATURKUNDLICHEN UNTERRICHT. VON FR. MOSER, BIEL.

Die Auswahl und Beurteilung des Lehrstoffes für den naturkundlichen Unterricht, wie unsere Lesebücher sie bieten, lässt oft viel zu wünschen und dies gilt besonders für die Art und Weise der Stoffbearbeitung. Das Lesebuch bietet vielen Primarschülern die einzige Gelegenheit zu naturkundlicher Lektüre und sollte deshalb mustergültige Darstellungen besonders aus der Naturgeschichte bringen, mustergültig nach Form und besonders nach dem Inhalte. Letzterer muss zum mindesten den Tatsachen entsprechen, also wahr sein. Wer nun aber den realistischen Teil der Lesebücher und insbesondere den des fünften und sechsten Schuljahres im bernischen Lesebuche durchmustert, wird feststellen müssen, dass hier mit einer geradezu erschreckenden Oberflächlichkeit gearbeitet wurde. Da finden sich Stücke, die unter dem Vorwande, zur „Belebung des Unterrichtes“ zu dienen, aufgenommen wurden, die aber eigentlich nur ein Mischmasch von Realstoff und Belletristik sind und weder für das naturkundliche Wissen noch als Stilmuster soviel bieten, dass ihre Daseinsberechtigung in einem Schullesebuch daraus abgeleitet werden könnte. Ja, schlimmer noch ist's. Es sind Stücke darunter, die geradezu leichtfertig gearbeitet worden sind, und man muss sich wundern, dass solche Arbeiten der Lehrmittelkommission durch die Finger schlüpfen konnten. Damit man nicht glaubt, ich übertreibe, will ich ein Beispiel anführen und es im übrigen den verehrten Kolleginnen und Kollegen überlassen, weitere ähnliche Funde zu machen. Im „Lesebuch für die mittleren Klassen der Primarschulen des Kantons Bern“, sechstes Schuljahr, Seite 121 („Wie das Brot entsteht“), heisst es wörtlich: „Alle Feuchtigkeit aber wird in der Hitze ausgetrieben“. Man stelle sich einmal einen Laib Brot vor, aus dem man im Backofen alle Feuchtigkeit ausgetrieben hat! Ein intelligenter Schüler kommt von selbst darauf, dass dieser Satz nicht richtig ist. Ich führe das nur an, um zu zeigen, wie nötig eine Sichtung und sorgfältigere Bearbeitung des naturkundlichen Stoffes in unsern Lesebüchern ist. Die realistischen Lesestücke sind zugleich der Lernstoff für unsere Schüler und sollen aus diesem Grunde sowohl nach Inhalt und Form gut sein. Dem Inhalte nach vorab. Es soll nur geboten werden, was richtig ist, keine Phantastereien. Dazu braucht ja der Bearbeiter des Lesebuches keineswegs selber ein grosser Naturbeobachter zu sein, Naturforscher noch weniger. Er soll nur in der Fachliteratur sich umsehen. Seit langem haben wir da ganz gute Bücher, die reiches Material enthalten und der Vorwand, man habe eben nicht allgemein zugängliche Quellen, ist daher unberechtigt. Dem Lehrer kann nicht zugemutet werden, sich das alles selbst zu beschaffen. Das würde ja eine Unmasse Zeit und ein schönes Stück Geld kosten. Bei der Herstellung eines neuen Lesebuches aber müssen beide Opfer gebracht werden um der Schule willen. Gar zu gross sind übrigens diese Opfer auch nicht, und ich will versuchen, an einem Beispiel zu zeigen, dass oft die Stoffquellen überreich fliessen und dass der Suchende nichts weiter zu tun hat, als das reiche Material zu sichten und zu ordnen. Ich wähle hiezu den Storch und zwar aus der Erwägung, dass man über diesen Vogel, etwa die Gegenden, wo er vorkommt, ausgenommen, gar wenig Tatsächliches weiss. Ich will dabei auch keine Anleitung zur Behandlung und Benutzung von modernem Quellenmaterial geben, sondern einfach ein altes, gutes Buch benutzen, das mit Unrecht etwas in Vergessenheit geraten ist. Ich meine „In der freien Natur“, Schilderungen aus der Tier- und Pflanzenwelt, zweite Reihe, von Dr. Karl Russ, Berlin, Verlag von A. Haak 1868. Über den Standpunkt des Verfassers gibt eine Stelle aus dem Vorworte kurz und zutreffend Aufschluss. Was Russ über den Abschnitt „Unsere nächsten Feinde aus der Tierwelt“ sagt, gilt eigentlich für das ganze Buch: „Aber auch diese Schilderungen sollen keineswegs zu Hass und Verfolgung oder etwa gar zu Grausamkeiten gegen diese Tiere anreizen; sie sollen vielmehr, wie alle meine Tier-Lebensbilder überhaupt, nur dahin wirken, dass wir die Tierwelt um uns herum möglichst genau kennen lernen, um die einen recht würdigen und schätzen und die andern freilich möglichst erfolgreich bekämpfen — dabei jedoch immer mit humanen Blicken ansehen zu können.“

Ich lasse einige Abschnitte über den Storch folgen, kürzere wörtlich, längere gekürzt oder in Inhaltsangabe. Zunächst die wichtigsten Stellen aus dem Aufsatze „Der Storch“, S. 215 ff:

„Hier tänzelte ein Rotschwänzchen umher und während es mir unzählige zierliche Verbeugungen zu machen schien, verglich ich sein Wesen mit trefflichen Beschreibungen des ehrwürdigen Vogelkundigen Brehm (der Vater) und verzeichnete zugleich meine eigenen Beobachtungen. Dann untersuchte ich behutsam ein Grasmückennest mit den rosafarbenen, bräunlich gepunkteten Eiern; unweit davon fand ich das mit einem Dach versehene künstliche Gewebe des Fitis- oder Fichtenlaubsängers, in welchem niemals Rebhühnerfedern fehlen dürfen, und nach einigem Aufpassen ermittelte ich denn auch das Nest des schönen Rebhuhnes selbst. Welch reiches Feld bot sich nun meinen Beobachtungen dar! Die Hühner waren beide in der Nähe und nachdem ich in der Entfernung von einigen Schritten schnell die Eier gezählt und wieder zu meinem Hügel zurückgegangen, kam auch bald die geflüchtete Mutter wieder zum Neste und der Hahn schien sich ebenfalls zu beruhigen, während er jedoch noch fortwährend wachsam hin und her lief. So flüchtig ich auch nur gesehen, hatte ich doch bemerkt, dass eins der Küchelchen das Ei schon eben durchbrochen und mehrere andere ebenfalls angepickt hatten. Wie freute ich mich nun im voraus des Hervorkommens der reizenden kleinen Schar! Unterdessen hatte sich hier noch ein Gast eingefunden; ein Storch war von dem unfernen Dorfe herübergekommen. Es war ein grosser alter Bursche, eine stattliche Erscheinung, der hier auf der grünen Fläche sich wahrlich prächtig machte, wie er so stolz und selbstbewusst

daherschritt. Unwillkürlich schlug ich Seite 377 von Brehm's (des Jüngern) ‚Leben der Vögel' auf: ‚Auch wir haben heilige Vögel. Man frage nur den Landmann, unter dessen Strohdache die Ungläubigkeit unserer Zeit noch nicht ihren Kampf begann mit Gefühl und Glauben, mit dem dichterisch Schönen und Erhabenen, — was ihm der Storch ist, welcher das Nest auf seiner Hütte First erbaute. Ich weiss, dass er antwortet, ihm sei der Storch ein lieber, lieber Freund, der bei ihm einzog, ein Gesegneter des Herrn, ein liebwerter Schützling und ein hochgeachteter Schutzherr'. (In der zweiten Auflage fortgelassen.)

Während ich dann in Gedanken dahinschlenderte, am Ufer des Flusses entlang, zauberte meine Einbildung mir Bilder der eigenen Kindheit herauf, in deren lichten Vordergrunde der Storch! der Storch! ebenfalls eine Hauptrolle spielte. ‚Brüderchen und Schwesterchen hatte er ja gebracht', und dies nicht allein, denn später hatte er, als einer der ersten Boten, dem Jüngling das Kommen der Zeit, die alle Liebe und Wonne bringt, gekündet; ebenso dem armen Kranken den Beginn der warmen, Genesung verheissenden Tage. Darum hatte ja auch ich ihn lieb und freute mich seiner, wie jeder gute Deutsche es tut.

Der Storch hatte unterdessen wenig auf mich geachtet, sich aber doch nach der entgegengesetzten Seite der Wiese gewendet. Eben wollte ich nun auf den Waldpfad umbiegen, um den Rückweg anzutreten, da machte das lärmende Auffliegen der Rebhühner mich aufmerksam. Im ersten Augenblick glaubte ich, dass ein Mensch dort nahe, da ich aber niemand sah, so musste ich annehmen, dass ein Raubtier die armen Hühnchen störe, denn ohne Anlass würden sie doch nicht jetzt, da eben die Jungen aus den Eiern schlüpfen wollten, davonfliegen. Auch hörte ich gleich hinterher das klägliche Schreien der beiden Rebhühner. So schnell es mir nun möglich, eilte ich der Stelle zu, konnte aber im Herannahen nichts weiter bemerken, als dass der Storch schnell seitwärts vorüberflog. Als ich das Nest erreichte, fand ich ein jammervolles Bild, welches mich zugleich tief im Herzen schmerzte und empörte. Die Eier waren sämtlich zerbrochen, die Jungen grösstenteils verschwunden; doch musste der Räuber durch mein Kommen gestört worden sein, denn noch lagen drei Küchlein jämmerlich zerquetscht auf dem Boden und zuckten in ihrem Blute. — — —

Um mich wenigstens für den Rückweg durch einen lieben Anblick wieder zu erfreuen, ging ich zu meiner allerliebsten kleinen Freundin, der Bastardnachtigall heran — doch wer beschreibt meine Bestürzung! Dies kleine Heiligtum war ebenfalls ausgeplündert, vernichtet. Die Schalen der Eierchen lagen im dichten Grase nebenbei und nach den zerstreuten Federn zu schliessen, war die treue Mutter dem Räuber ebenfalls zum Opfer gefallen. Und nun weiter; der Fitissänger an der Rasenwand, zwei Hänflinge auf kleinen Kiefernbüschen und sogar eine Sumpf-Schnepfe oder Bekassine, sie alle waren ihrer Nester, Jungen und Eier auf die grausamste Weise beraubt worden. Mir schwindelten fast die Sinne und selten habe ich anderer Wesen Leid und Schmerz so aufrichtig und lebhaft mitempfunden. Nachdem ich mich noch sorgfältig rings umgesehen und vergeblich nach dem Ruchlosen gesucht hatte, musste ich mit dem einbrechenden Abend den Rückweg antreten. Im Vorübergehen fand ich dann noch, dass von allen den Nestern nur das eines Finkenpärchens, etwa vier Fuss hoch über der Erde auf einem kleinen Buchenstamm, der Vernichtung entgangen war."

Am folgenden Morgen setzte Dr. Russ seine Beobachtungen fort und stellte folgendes fest:

„Dann kam auch der alte Storch wieder daher. Doch war es wunderlich, dass heute die beiden alten Kiebitze wütend über ihn herfielen, während sie ihm doch gestern friedlich in Ruhe gelassen. Dies letztere mochte aber wohl daher kommen, dass sie heute ihre Jungen ganz nahe hatten. Der Storch wusste sich lange der Zudringlichen nicht zu erwehren, welche ihn fortwährend in der nächsten Nähe umschwärmten und ihn belästigten, obwohl er wütend nach ihnen stach, ohne sie jedoch jemals treffen zu können. Endlich ging er ein wenig ins Gebüsch hinein, und da flogen die Kiebitze zurück und führten ihre Jungen, halb laufend, halb flatternd, schleunigst nach der entgegengesetzten Seite der Wiese. Glücklicherweise konnte ich über einen Durchhau hinweg den Storch dort sehen. Er stand eine geraume Zeit ganz ruhig; dann lief er einige Schritte vorwärts, bis zu dem Finkennest — und stiess dasselbe mit einem einzigen Sprunge vermittelst des Schnabels auf die Erde herab. Während er dann seinen Inhalt aufsammelte und verschlang, umflatterten ihn die armen Vögelchen mit herzzerreissendem Geschrei. Unbekümmert um dasselbe schritt er jedoch auf den Klee — und einige Augenblicke später musste der kleine Hase ebenfalls in seinen gierigen Schlund hinabwandern."

An einer andern Stelle seines Buches kommt Dr. Russ auf das unnatürliche Benehmen vieler Tiere gegen ihre Jungen zu sprechen. Ich führe aus diesem Abschnitte die den Storch betreffende Stelle an (S. 21 f.). Nachdem der Kuckuck als Abweichung von der allgemeinen Regel, dass Vögel liebevoll und mit Aufopferung ihre Jungen aufziehen, genannt wurde, sagt der Forscher: „Dagegen muss ich noch die eigentümliche Erscheinung erwähnen, dass ein Storchpaar fast in jedem Jahr ein Ei oder ein Junges aus dem Nest wirft. Ich habe in mehreren Jahren Beobachtungen hierüber gemacht. Ein Ei, welches auf einen Düngerhaufen gefallen und unverletzt geblieben, kennzeichnete ich mit einem unmerklichen Bleistiftstrich und brachte es wieder ins Nest hinein. Am andern Tage wurde es wieder herausgeworfen; ich erkannte es an der jetzt zerschellten Schale als dasselbe; sein Inhalt war frisch und naturgemäss auch fruchtbar. Es konnte also nicht der sogenannte ‚Instinkt' sein, welcher der Störchin gesagt, dass das Ei verdorben sei; ebensowenig konnte es durch Zufall oder durch Unvorsichtigkeit herausgeworfen sein, denn am nächsten Tage geschah dies ja abermals. Was war es denn nun aber, — Laune, Übermut oder, wie der Volksmund sagt, Vorsorge um die Ernährung der zu zahlreichen Brut bei der Voraussicht schlechter Zeiten, das den Storch zu dieser Unnatur trieb? Es sei noch bemerkt, dass ich in einem Jahre beobachtet, wie die Störche von nur drei Eiern eins hinauswarfen. In einem andern Jahre warfen sie ein Junges hinab. Es gelangte noch besser fast als das Ei unten auf einer weichen Strohlage an; ich kennzeichnete es mit einem Fädchen und trug es ebenfalls wieder hinauf. Sofort wieder herausgeworfen, kam es auch diesmal glücklich unten an. Jetzt trug ich es noch einmal in das Nest, nahm aber von den übrigen vier Jungen eins mit hinunter. Dennoch wurde es auch jetzt wieder hinabgeworfen und brach das Genick. Und als ich nun das Herausgenommene wieder nach oben trug und sorgsam an seine Stelle setzte, da wurde auch dies arme Wesen mit grosser Gewalt aus dem Neste geworfen."

Wie wunderbare Einblicke in das Leben der Tiere dem unbefangenen und gewissenhaften Beobachter vergönnt sind, zeigt Karl Russ auch in dem Abschnitte „Das Storchgericht". Er schildert darin die Versammlung der Störche vor ihrer Abreise im Herbste und das Abschlachten von kranken Genossen, die den Strapazen der Reise zum Opfer gefallen wären, sowie auch von solchen, die durch Ausschreitungen das Wohlwollen der Storchgemeinde verscherzt haben. Im Kapitel „eine Storchengeschichte" wird sodann der Lebenslauf eines zahmen Storches vorgeführt, der im Storchgerichte für seine andern Tieren und Menschen gegenüber begangenen Freveltaten mit dem Tode büssen musste.

Derartige Beobachtungen aus dem Leben der heimischen Tierwelt sollen für den naturkundlichen Unterricht ausgenutzt werden. Sie liefern Stoff für eine richtige Anschauung und damit auch für eine gerechte Beurteilung der Geschöpfe, die in Haus und Feld und Wald uns begegnen. Sie geben den Stoff auch zu lebendigen und belebenden Schilderungen, denen das Lesebuch eine Stätte bieten soll, Schilderungen, die sachlich richtig und inhaltlich interessant sind. Auch sollen sie formell einwandfrei sein in natürlicher, lebendiger Sprache.

Das ist eine Anforderung, die man unbedingt erfüllen muss, wenn aus dem naturkundlichen Unterrichte wirklich die Früchte erwachsen sollen, die bei sachgemässer Bearbeitung des Lehrstoffes möglich sind. Die obigen Anführungen aus den Beobachtungen von Dr. K. Russ sollen dafür nur als zufällig gewähltes Beispiel dienen. Die neuere

naturkundliche Literatur hat manche Erscheinung hervorgebracht, die als ausgiebige Quelle benutzt werden kann, und die eben erscheinende neue Auflage von Brehms Tierleben wird auch wiederum in vielen Punkten klärend und fördernd wirken. Beherzigt man das, dann wird manche bisher in den Lesebüchern als stehende Nummer nachgeschleppte langweilige und hinsichtlich der Richtigkeit zweifelhafte Beschreibung einer neuern, bessern Bearbeitung weichen müssen zum Wohle des naturkundlichen Unterrichtes.

ERLEBEN UND DANN SPRECHEN!

In seinem Vortrag, den er am 23. September vor der pädagogischen Sektion des Lehrervereins hielt, kam Hr. Prof. O. v. Greyerz auf mein kleines Werklein „Sprache und Erlebnis" zu sprechen. Er widmete demselben einige freundliche Worte, fand aber, ich sei dort, wo ich von der beschreibenden Sprache rede (Seite 44 u.), doch etwas zu weit gegangen. Da jener Abschnitt wirklich da und dort Widerspruch erregt hat, scheint es mir im Hinblick auf die Wichtigkeit der Sache nötig, dass ich meinen Standpunkt vor einem grösseren Lehrerkreis nachdrücklich verfechte.

Hr. Prof. v. Greyerz ging von dem Satze aus: Die Zimmerbergkette dacht sich nach Nordwesten ab, und meinte, der angegriffene Ausdruck „sich abdachen" enthalte doch ein ganz hübsches Bild. In den Namen „Dachstein", „First" sei ja der Vergleich mit dem Dach ebenfalls ausgesprochen. Was ich in den langen Jahren meiner Unterrichtstätigkeit beobachten konnte, berechtigt mich zu der Annahme, dass solche Vergleiche dem Kinde durchaus nicht so nahe liegen, und zwar deshalb, weil die äussere Form der verglichenen Gegenstände nur im Rohen übereinstimmt; man denke dabei auch an andere Bergnamen, wie Horn, Nadel, Kopf.

Was steht denn beispielsweise bei der Zimmerbergkette der Vorstellung eines Daches entgegen? 1. Die Zimmerbergkette hat einen flachen Rücken; 2. sie ist oben stark bewaldet; 3. Häuser und Strassen bedecken die Abhänge; 4. der Schüler kann nur schwer eine Gesamtansicht des Berges gewinnen.

Aus dem Vergleiche wird der Lehrer höchstens die Satzform gewinnen: Die Z. ist fast wie ein Dach. Schwerer sind schon: die Z. gleicht einem Dach, hat die Form eines Daches.

Und nun das Tätigkeitswort sich abdachen! Dieses lässt sich durchaus nicht aus der unmittelbaren Anschauung gewinnen, und das ist für mich wesentlich, es muss aus den genannten Satzformen „entwickelt", das heisst künstlich geschaffen werden. L.: Was tut die Albiskette? (Schüler: Sie tut ja gar nichts.) L.: Du Einfaltspinsel, sie dacht sich ab! Siehst du es denn nicht? — Nein, der elfjährige Schüler sieht das wirklich nicht. Und so ist es auch mit den übrigen von mir verpönten Tätigkeitswörtern: sich ziehen (von Strassen, Eisenbahnen), sich erstrecken (Der Zürichsee erstreckt sich in einem flachen Bogen), thronen (Am Ende des Sees thront die Stadt Zürich), sich anschmiegen (von Dörfern).

Wie gesucht klingt beispielsweise der oben genannte Satz vom Zürichsee aus dem Munde eines Elfjährigen! Er sieht freilich, dass der See gebogen und dass der Bogen kein Viertelskreis, sondern etwas ausgestreckt ist. Aber dass der See sich selber erstreckt und das noch in einem Bogen, was doch gewiss ein Widerspruch ist, das will dem Schüler nicht in den Kopf hinein.

Doch ich weiss, man kann den Schüler an diesen Stil gewöhnen, so dass er die Sätze zuletzt aus der Schublade herausnimmt, wie eine Schablone, die man auf jeden Gegenstand durchpinseln kann. Das beweist gerade der Satz mit der Zimmerbergkette, wo der Begriff des sich Abdachens bereits verwischt ist; denn er wird hier auf das Niedrigerwerden in der Längsrichtung (Nordwesten!) und nicht auf die Abhänge angewendet. Zu Ausdrücken wie „thronen", „sich anschmiegen" ist zudem zu sagen, dass sie der gehobenen Bildersprache des Dichters angehören; sie fallen also in trockenen geographischen Beschreibungen, wie Hr. Prof. v. Greyerz selber bemerkte, aus dem Stil heraus.

Der Leser wird mir entgegnen, es gebe Gegenstände genug, die „nichts tun", von denen man doch allerlei Tätigkeiten aussage: das Bild hängt, der Tisch steht, das Buch liegt. Aber das sind Dinge, deren Zustand jederzeit vor den Augen des Schülers verändert werden kann, und aus diesen sichtbaren Veränderungen gehen die Tätigkeitswörter stehen, liegen, hängen eben anschaulich hervor. Wenn ich mit der vierten Klasse jeweilen das Tätigkeitswort als solches behandle, kündige ich das den Schülern etwa in folgender Weise an: Wir wollen heute einmal von den Dingen, die nichts tun, sagen, was sie tun! Schon dieser Widerspruch reizt den Schüler stark zum Nachdenken. Gewiss wird er dabei auch auf die Tinte geraten. „So halte einmal die Nase darüber!" Sie riecht. „Schau deine Finger an!" Sie färbt. „Wie dein Heft wieder aussieht!" Sie klext, schmiert. „Reinigst du dein Tintenfass nie?" Sie trocknet ein. Das ist unmittelbare, sinnliche Anschauung, und die so gewonnenen Sprachformen gehen in den sichern Besitz des Schülers über. Also noch einmal: Erleben und dann sprechen!

F. Gassmann.

EIN STÜCK GEOGRAPHIEUNTERRICHT.

Wenn ich in der Schweizergeographie bei der Betrachtung der Städte und Dörfer unseres Vaterlandes angelangt bin, greife ich jeweilen zum Fahrplan, um an Hand dieses kleinen Büchleins im ganzen Lande herumzufahren und auch die angrenzenden Gebiete unserer Nachbarländer noch kennen zu lernen. Ich habe mir zu diesem Zwecke für jeden Schüler einen „Bürkli" kommen lassen und opfere nun vier bis fünf Stunden für Fahrplankunde. Die Schüler zeigen ein grosses Interesse für diese Belehrungen, deren praktischen Wert sie rasch einsehen.

Die Handhabung des Fahrplans muss sehr sorgfältig gelehrt werden. Wir beginnen mit der Erklärung der im Fahrplan vorkommenden Zeichen, die wir natürlich an Hand ganz einfacher Fahrten einführen. Wir fahren dabei von unserem Heimatdorfe aus nach benachbarten Orten. Dabei kommen wir dazu Tag- und Nachtzeit zu unterscheiden, Schnellzüge zu benützen, einfache Anschlüsse zu suchen. Wir dehnen dann die Fahrten aus und stellen ganz bestimmte Aufgaben. Die Benützung der Bahnkarte, wo die einzelnen Linien Nummern tragen, hat der Schüler rasch begriffen. So stellt man z. B. die Aufgaben:

1. Stäfa—Rapperswil: etwa zwei Stunden Geschäfte. Rückfahrt.

2. Stäfa—Zürich: 1 Stunde Geschäfte. Zürich—Winterthur: 2 Stunden Geschäfte. Mittagessen. Heimkehr.

(Aufsuchen einfacher Anschlüsse. Schnellzüge.)

3. Stäfa—Zürich—Wallisellen—Uster—Rüti—Rapperswil—Stäfa. Zürich, Uster, Rüti — Aufenthalt von je etwa zwei Stunden. In Uster Gang auf die Volksbank. Muss nach 2 Uhr geschehen.

4. Stäfa—Zürich—Winterthur—Schaffhausen—Eglisau—Bülach—Zürich. Anschluss an deutsche Eisenbahnen von Schaffhausen aus.

5. Stäfa—Thalwil—Zug—Arth-Goldau—Rigi—Vitznau—Luzern—Thalwil—Stäfa, oder:

6. Stäfa — Thalwil — Zug — Arth-Goldau — Brunnen — Treib—Seelisberg—Luzern—Zurück.

7. Stäfa—Zürich—Winterthur—St. Gallen—Rorschach—Romanshorn—Frauenfeld—Winterthur usw.

8. Stäfa — Zürich — Arth-Goldau — Gotthard — Lugano und zurück. Mit einem Abstecher Bellinzona-Locarno.

9. Stäfa—Zürich—Baden—Basel und zurück.

10. Stäfa—Zürich—Brugg—Olten—Neuenburg und zurück.

Der Kreis unserer Fahrten wird langsam erweitert und wir sehen wie der Schüler mit wachsendem Interesse folgt. Er lernt dabei gewissermassen spielend die Dörfer und Städte unseres Landes kennen und vergisst nach unserer Erfahrung die Hauptlinien unseres Verkehrs nicht so rasch wieder.

J. Kupper, Stäfa.